



Josephine Tey

Krimiklassiker

Gesamtausgabe - alle acht Krimis

KI Classics

Josephine Tey

Krimiklassiker

Gesamtausgabe - alle acht Krimis

Inhaltsverzeichnis

[1. Tot in der Warteschlange](#)

[2. Tot am Strand](#)

[3. Verschwunden am Fluss](#)

[4. Tot im Tower](#)

[5. Tot im Paradies](#)

[6. Gefangen auf dem Dachboden](#)

[7. Tot in der Turnhalle](#)

[8. Tot mit Ähnlichkeiten](#)

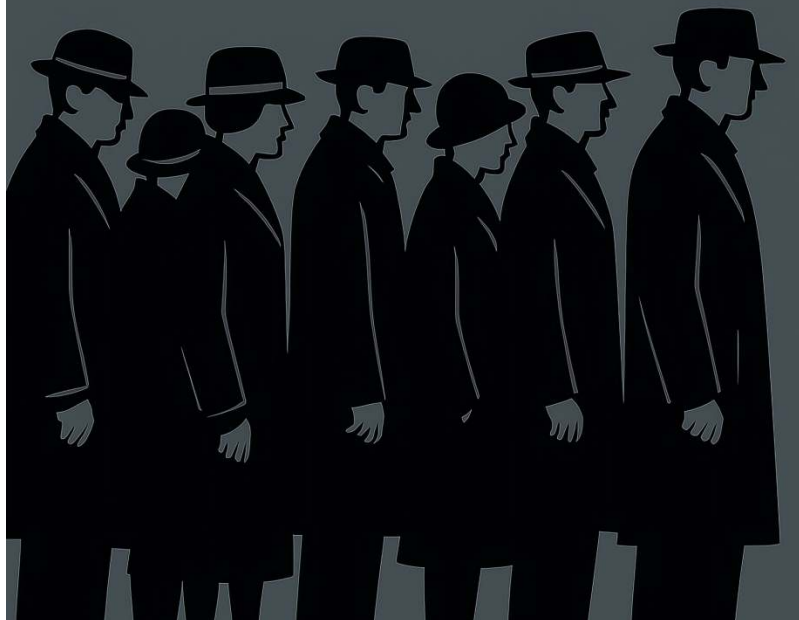
[Impressum](#)

1. Tot in der Warteschlange

JOSEPHINE TEY

TOT IN DER WARTESCHLANGE

INSPEKTOR GRANT
ERMITTELT



1. Mord

Es war zwischen sieben und acht Uhr an einem Märzabend, und überall in London wurden die Sperrbalken von den Türen zu Steh- und Galerieplätzen zurückgeschoben. Bumm, polter, klirr. Grimme Klänge als Auftakt für einen vergnüglichen Abend. Doch kein Posaunenstoß des jüngsten Gerichts hätte jene müden Jünger des Thespis und der Terpsichore so elektrisiert wie diese Töne, während sie in geduldiger Viererreihe vor den Verheißungstoren ausharrten. Natürlich, hier und da gab es keine Schlange. Am Irving hatten sich fünf Personen über zwei Stufen verteilt und opferten der Bequemlichkeit zuliebe die Wärme; griechische Tragödien waren nicht gefragt. Vor dem Playbox wartete niemand; das Playbox war erlesen und erkannte keine Stehplätze an. Vor dem Arena, das eine dreiwöchige Ballettsaison gab, standen zehn Personen für die Galerie und eine lange Schlange für die Stehplätze. Aber am Woffington schienen sich die beiden Menschenschlangen bis in die Unendlichkeit zu verlieren. Schon längst war ein hochherrschaftlicher Aufseher die Warteschlange für den Stehplatzbereich entlanggeschritten und hatte mit einer Armbewegung, die jedes Hoffen gleich einem Fallbeil kappte, erklärt: „Alles nach hier nur noch Stehplätze.“ So hatte er – allein durch das Anspannen seines Deltamuskels – die Schafe von den Böcken geschieden und sich in olympischer Ruhe wieder ins Foyer des Theaters zurückgezogen, wo hinter Glastüren Wärme und Obdach herrschten. Doch niemand verließ die Reihe. Diejenigen, denen drei Stunden Stehen bevorstanden, nahmen ihr Martyrium mit Gleichmut hin. Sie lachten, plauderten und reichten einander zur Stärkung kleine Schokoladenstücke in zerknitterter Silberfolie. Nur Stehplätze also? Nun, wer würde nicht stehen – und das gern –, in der letzten Woche von „Didn't You Know?“ Fast

zwei Jahre lief es nun, Londons ureigene Musical-Komödie, und dies war ihr Schwanengesang. Parkett und Logen waren seit Wochen ausverkauft, und so hatten viele törichte Jungfern, die an Warteschlangen nicht gewöhnt waren, das Gedränge vor den verriegelten Türen vergrößert, da Bestechung und Einflussnahme an der Kasse versagt hatten. Es schien, als wollte ganz London sich noch ein letztes Mal ins Woffington drängen, um der Revue die Ehre zu erweisen. Um zu sehen, ob Golly Gollan einen neuen Gag in seine Triumphnummer des Blödsinns eingebaut hatte - Gollan, den ein wagemutiger Manager von der Landstraße geholt und ins Rampenlicht gestellt hatte, wo er seine Chance beim Schopf ergriff. Um sich ein letztes Mal zu wärmen an der Schönheit und dem Glanz von Ray Marcable, jenem Kometen, der vor zwei Jahren aus dem Nichts ins Zenith geschossen war und die bekannten und beständigen Sterne erblassen ließ. Ray tanzte wie ein vom Wind getriebenes Blatt, und ihr abgewandtes, leichtes Lächeln hatte binnen sechs Monaten der Mode für Zahnpastawerbung ein Ende gesetzt. „Ihr schwer zu fassender Charme“, nannten es die Kritiker, doch ihre Anhänger sprachen von weitaus überschwänglicheren Dingen - und versuchten einander durch Handbewegungen und verzückte Mimik zu erklären, was Worten sich entzog: ihr märchenhaftes Wesen. Nun ging sie nach Amerika, wie all die guten Dinge, und nach diesen zwei Jahren schien London ohne Ray Marcable eine undenkbbare Wüste. Wer würde da nicht ewig stehen - nur um sie noch ein einziges Mal zu sehen?

Seit fünf Uhr nieselte es, und hin und wieder hob ein kühler Luftzug den feinen Regen an und strich in einem einzigen schwungvollen Pinselzug verspielt die ganze Warteschlange entlang. Doch das entmutigte niemanden - selbst das Wetter schien sich an diesem Abend nicht ganz ernst zu nehmen; es hatte gerade genug Biss, um als

passender Aperitif zum bevorstehenden Vergnügen durchzugehen. Die Wartenden wackelten mit den Zehen, und auf echte Cockney-Art holte man das Beste aus allem heraus, was sich im dunklen Straßenschacht an Unterhaltung bot.

Zuerst kamen die Zeitungskinder - kleine Geschöpfe mit dünnen, ausdruckslosen Gesichtern und wachsamen Augen. Sie huschten wie ein Lauffeuer die Reihe entlang und verschwanden, hinter sich ein Flattern aus Stimmen und Zeitungsblättern. Dann erschien ein Mann mit Beinen, die kürzer waren als sein Oberkörper; er breitete einen zerfetzten Teppichstreifen auf dem feuchten Pflaster aus und begann, sich in Knoten zu winden, bis er aussah wie eine Spinne, die man unvorbereitet erwischt hatte. Aus dem wogenden Körperhaufen blitzten seine trübsinnigen Krötenaugen immer wieder aus völlig unerwarteten Winkeln auf, sodass selbst der gleichgültigste Zuschauer einen leichten Schauer den Rücken hinabspürte.

Auf ihn folgte ein Mann, der auf seiner Geige beliebte Melodien spielte - selig unbehelligt von der Tatsache, dass seine E-Saite um einen halben Ton zu tief gestimmt war. Dann, gleichzeitig, traten ein Sänger sentimentaler Balladen und ein Trio mit einem Faible für Synkopen auf. Nachdem sie einander einige Sekunden finster gemustert hatten, versuchte der Solist, sich nach dem Besitz-ist-neun-Zehntel-des-Rechts-Prinzip durchzusetzen, indem er sich in ein klagendes Because You Came to Me warf. Doch der Leiter der kleinen Kapelle, der seine Gitarre einem Stellvertreter übergab, trat zum Tenor, die Ellbogen abgespreizt, die Hände erhoben, und begann, ihn zur Rede zu stellen. Der Sänger versuchte, ihn zu ignorieren, indem er über dessen Kopf hinwegstarrte - was ihm schwerfiel, denn der Musiker war gut einen halben Kopf größer und erschien allgegenwärtig. Zwei Zeilen lang hielt der Tenor

durch, dann zerfaserte das Lied zu einer bitteren Beschwerde in seiner normalen Stimme, und zwei Minuten später verschwand er fluchend und murmelnd in der dunklen Gasse, während das Orchester nahtlos in den neuesten Tanzschlager überging. Dieser traf deutlich mehr den Geschmack der Modernen als die unzeitgemäße Wiederbelebung verstaubter Gefühle, und so vergaß man den bedauernswerten Verlierer sogleich und wackelte fröhlich im Takt der Musik mit den Füßen.

Nach dem Orchester traten - einzeln - ein Zauberkünstler, ein Evangelist und ein Mann auf, der sich mit imposant aussehenden Knoten fesseln ließ, um sich ebenso imposant wieder zu befreien. Jeder dieser Kleinkünstler absolvierte sein kleines Programm und zog weiter zum nächsten Publikum, nicht jedoch, ohne vorher die Reihe abzuschreiten, eine schlaffe, aber eindringlich gereichte Kopfbedeckung in die spärlichen Lücken der Menge zu halten und dabei mit aufmunterndem „Danke! Danke!“ die Großzügigen zu bestärken. Zwischen diesen Darbietungen gab es Verkäufer von Süßwaren, Verkäufer von Streichhölzern, Verkäufer von Spielzeug und sogar solche, die Ansichtskarten anboten. Und das Publikum trennte sich gutgelaunt von seinen Groschen und fand genug Zerstreuung, um bei Laune zu bleiben.

Ein Schauder lief die Reihe entlang - ein Schauder, den die Erfahrenen sofort als untrügliches Zeichen erkannten. Hocker wurden aufgegeben oder in Handtaschen verstaut, Essen verschwand, Portemonnaies traten an seine Stelle. Die Türen waren offen. Das herrlich aufregende Glücksspiel hatte begonnen. Gewinnen, Platziern oder Verlieren - wie würde es ausgehen, wenn man das Kassenhäuschen erreichte?

Vorne in der Schlange, wo die Ordnung nicht mehr so streng „schön in Zweierreihen“ war wie weiter hinten im Freien, hatte der Moment des Türöffnens für kurze Zeit den gewohnten Instinkt des britischen Platzbewahrens außer Kraft gesetzt - und bewusst britisch gesagt; der Schotte kennt diesen Instinkt nicht -, sodass es ein leichtes Schieben und Neuordnen gab, bevor die Schlange zu einer fest verkeilten, atemlos zusammengedrängten Masse erstarrte, direkt vor dem Schalter, der sich gleich hinter dem Zugang zur Stehplatzkasse befand. Das Klirren und Klimpern von Münzen auf Messing begleitete die hastigen Zahlvorgänge, mit denen sich die Glücklichen den Zutritt zum Paradies erkaufte. Allein dieses Geräusch ließ die Hinteren unwillkürlich vorrücken, bis die Vorderen so laut protestierten, wie es ihre gequetschten Lungen zuließen, und ein Polizist die Schlange abschnitt, um einzuschreiten.

„Na, na, ein Stück zurück, bitte. Es ist noch genug Zeit. Mit Drängeln kommt man nicht rein. Der Reihe nach, der Reihe nach.“

Ab und zu wankte die ganze Reihe ein paar Zentimeter vorwärts, wenn wieder zwei oder drei Erlöste vom Anfang der Schlange wie Perlen von einer gerissenen Schnur ins Theater stoben. Nun hielt eine korpulente Frau alle auf, weil sie in ihrer Tasche nach mehr Geld kramte. Hätte sie das nicht längst herausfinden können, was genau gebraucht wurde - statt uns jetzt hier aufzuhalten? Als spürte sie die feindseligen Blicke hinter sich, drehte sie sich ärgerlich zu dem Mann hinter ihr um.

„Na hören Sie mal, können Sie das Schubsen lassen? Wird man nicht mal mehr in Ruhe an seine Geldbörse gelassen, ohne dass gleich alle die Manieren verlieren?“

Doch der Mann reagierte nicht. Sein Kopf war auf die Brust gesunken, das Einzige, was ihrem stechenden Blick begegnete, war der weiche Scheitel seines Hutes. Sie schnaubte, trat einen halben Schritt beiseite und wandte sich mit entschlossenem Blick der Kasse zu, um das Geld hinzulegen, das sie endlich gefunden hatte.

In diesem Moment knickte der Mann langsam auf die Knie – so plötzlich, dass die Leute hinter ihm beinahe über ihn stolperten –, blieb einen Augenblick so, dann kippte er noch langsamer nach vorn und lag schließlich auf dem Gesicht.

„Der Kerl ist ohnmächtig geworden“, sagte jemand. Niemand rührte sich. Sich in einer Menschenmenge um nichts zu kümmern ist heute ebenso ein Reflex des Selbstschutzes wie der eines Chamäleons. Vielleicht würde ihn jemand kennen. Doch niemand tat es; also trat ein Mann vor – entweder mit mehr sozialem Instinkt oder mit mehr Geltungsdrang als die anderen – und wollte dem Zusammengebrochenen helfen. Schon beugte er sich über den reglosen Körper, da fuhr er plötzlich zurück, als hätte er sich verbrannt. Eine Frau schrie – dreimal, gellend –, und die drängende, wogende Schlange erstarrte jäh zu völliger Bewegungslosigkeit.

Im weißen, scharfen Licht der nackten Deckenlampe lag der Körper, nun ringsum frei, in jeder Einzelheit sichtbar. Und aus dem grauen Tweed seines Mantels ragte schräg ein kleines silbernes Ding, das im unbarmherzigen Licht tückisch aufblitzte.

Es war der Griff eines Dolchs.

Kaum war der Ruf „Polizei!“ laut geworden, war der Constable auch schon zur Stelle – er hatte gerade noch am anderen Ende der Schlange für Ordnung gesorgt. Beim

ersten Schrei der Frau hatte er sich umgedreht. Niemand schrie so – außer im Angesicht des plötzlichen Todes. Nun stand er da, betrachtete einen Moment die Szene, beugte sich über den Mann, drehte seinen Kopf behutsam ins Licht, ließ ihn wieder los und sagte zu dem Mann am Schalter:

„Rufen Sie den Notarzt und die Kriminalpolizei.“

Dann ließ er seinen ziemlich erschütterten Blick über die Wartenden schweifen.

„Kennt jemand hier den Herrn?“

Doch niemand bekannte sich zu dem reglosen Körper am Boden.

Hinter dem Mann hatte ein wohlhabendes Ehepaar aus dem Speckgürtel gestanden. Die Frau stieß unablässig und tonlos ein „Oh, Jimmy, lass uns heimgehen! Ach bitte, Jimmy, lass uns heim!“ aus. Auf der anderen Seite des Schalters stand die korpulente Frau, wie vom plötzlichen Grauen versteinert, das Ticket fest umklammert in ihren schwarzen Baumwollhandschuhen, aber ohne den geringsten Versuch, nun, da der Weg frei war, einen Platz zu ergattern.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Warteschlange entlang – ein Mann war ermordet worden! Und das Publikum im abschüssigen Vorraum geriet plötzlich in hektisches Durcheinander: Manche versuchten, dem Anblick zu entkommen, der ihnen jede Lust auf Unterhaltung verdorben hatte, andere drängten vor, um zu sehen, und wieder andere bestanden empört darauf, ihren Platz zu behalten, für den sie so viele Stunden angestanden hatten.

„Ach Jimmy, lass uns heim! Bitte, Jimmy!“

Jimmy sprach zum ersten Mal: „Ich glaube nicht, dass wir gehen dürfen, meine Liebe - solange die Polizei nicht entschieden hat, ob sie uns braucht.“

Der Constable hatte ihn gehört und sagte: „Ganz recht. Sie können nicht weg. Die ersten sechs bleiben, wo sie sind - und Sie auch, Madam“, fügte er an die füllige Frau gewandt hinzu. „Alle anderen: weitergehen.“ Und er winkte sie durch, wie man den Verkehr an einem liegengebliebenen Auto vorbeilotsen würde.

Jimmys Frau brach in hysterisches Schluchzen aus, und die dicke Frau protestierte lautstark. Sie sei nur wegen der Vorstellung hier und kenne den Mann überhaupt nicht. Auch die vier Personen hinter dem Vorstadtehepaar waren wenig geneigt, sich in eine Sache hineinziehen zu lassen, mit der sie nichts zu tun hatten und deren Folgen unabsehbar waren. Auch sie beteuerten ihre Unwissenheit.

„Mag sein“, sagte der Polizist. „Aber das müssen Sie dann auf der Wache erklären. Es gibt keinen Grund zur Sorge“, fügte er hinzu - wenig überzeugend angesichts der Umstände.

Die Schlange bewegte sich also weiter. Der Platzanweiser brachte von irgendwoher einen grünen Vorhang und deckte damit den Leichnam zu. Das automatische Klirren der Münzen begann von Neuem, gleichmütig wie Regen. Der Platzanweiser, bewegt entweder durch Mitgefühl oder durch Hoffnung auf ein Trinkgeld, bot an, die Plätze der sieben Zurückgebliebenen für sie freizuhalten.

Bald darauf kamen der Krankenwagen und die Polizei vom Polizeirevier Gowbridge. Ein Inspektor sprach kurz mit jedem der sieben Festgehaltenen, nahm Namen und

Adressen auf und entließ sie mit der Aufforderung, sich bereitzuhalten, falls sie vorgeladen würden.

Jimmy führte seine weinende Frau zu einem Taxi, und die übrigen fünf trotteten mit ernstem Gesichtsausdruck zu den Plätzen, über die der Platzanweiser nun wachsam wachte - just in dem Moment, als sich der Vorhang zur Abendvorstellung von Didn't You Know? hob.

2. Inspektor Grant

Superintendent Barker legte einen sorgfältig gepflegten Zeigefinger auf den elfenbeinfarbenen Klingelknopf an der Unterseite seines Schreibtischs - und hielt ihn dort, bis ein Untergebener erschien.

„Sagen Sie Inspektor Grant, dass ich ihn sprechen möchte“, sagte er zu dem Mann, der sich sichtlich Mühe gab, in Gegenwart des Vorgesetzten unterwürfig zu wirken, in seinem löblichen Bemühen jedoch durch zwei Gegebenheiten gehindert wurde: zum einen durch ein aufkommendes Hüftgold, das ihn zwang, sich leicht zurückzulehnen, um das Gleichgewicht zu halten, und zum anderen durch die Stellung seiner Nase, die einer Verkörperung des Unverschämten gleichkam. Peinlich bewusst, gescheitert zu sein, zog sich der Untergebene zurück, um die Nachricht zu überbringen und die Erinnerung an sein Missgeschick zwischen den mitleidlosen Perfektionen von Aktenstapeln und Amtsformularen zu begraben, aus denen man ihn gerissen hatte.

Kurz darauf betrat Inspektor Grant das Büro und begrüßte seinen Vorgesetzten mit freundlichem Ton - ein Mann unter

Männern. Und das Gesicht seines Chefs hellte sich unwillkürlich auf bei seinem Anblick.

Wenn Grant neben dem Üblichen - Pflichtbewusstsein, Verstand, Mut - einen besonderen Vorteil hatte, dann war es dies: Er sah ganz und gar nicht wie ein Polizeibeamter aus. Er war mittelgroß, von schlanker Statur, und - sagt man adrett, denkt man natürlich gleich an so etwas wie eine Schneiderpuppe, an etwas völlig durchstilisiertes ohne jeden Eigencharakter, und genau das ist Grant nicht. Wenn Sie sich eine gepflegte Erscheinung vorstellen können, die nicht ins Puppenhafte abgleitet, dann haben Sie Grant vor Augen.

Barker hatte sich jahrelang vergeblich bemüht, die elegante Lässigkeit seines Untergebenen nachzuahmen; bei ihm wirkte es stets nur zu gewollt. Er hatte kein Gespür für Stil - wie er auch in vielen anderen Dingen kein Gespür hatte. Er war ein Plodder, ein beharrlicher Arbeiter. Doch schlimmer konnte man ihn nicht nennen. Und wenn er sich einmal festgebissen hatte, dann hätte der Betroffene lieber nie das Licht der Welt erblickt.

Jetzt betrachtete er seinen Inspektor mit unverhohlener Bewunderung, ganz ohne Missgunst, schätzte die frische, muntere Ausstrahlung - er selbst war die halbe Nacht mit Ischias wachgelegen - und kam zur Sache.

„Die Leute von Gowbridge sind ziemlich aufgebracht“, sagte er. „Genauer gesagt, Gow Street ließ sogar durchblicken, dass es sich um eine Verschwörung handeln könnte.“

„Ach? Hat man ihnen einen Bären aufgebunden?“

„Nein. Aber das gestrige Ereignis war der fünfte große Fall in ihrem Bezirk binnen drei Tagen, und jetzt haben sie die

Nase voll. Sie wollen, dass wir die Sache übernehmen.“

„Was genau? Die Geschichte mit der Warteschlange vorm Theater, ja?“

„Genau. Und Sie sind zuständig für die Ermittlungen. Also legen Sie los. Sie können Williams mitnehmen. Ich brauche Barber in Berkshire wegen des Einbruchs in Newbury. Die Kollegen dort unten erwarten eine Menge diplomatischer Worte, weil wir eingeschaltet wurden, und Barber hat dafür mehr Feingefühl als Williams. Das wär's soweit. Fahren Sie am besten gleich runter nach Gow Street. Viel Glück.“

Eine halbe Stunde später sprach Grant mit dem Polizeiarzt von Gowbridge.

Ja, sagte der Arzt, der Mann sei tot gewesen, als man ihn ins Krankenhaus brachte. Die Waffe war ein dünnes, extrem scharfes Stilett. Es war mit solcher Wucht in den Rücken des Mannes eingedrungen – auf der linken Seite der Wirbelsäule –, dass der Griff den Stoff seiner Kleidung zu einem festen Knäuel gepresst hatte und so verhinderte, dass überhaupt Blut austrat. Was dennoch ausgetreten war, war rund um die Wunde versickert, ohne bis zur Oberfläche vorzudringen. Seiner Meinung nach war der Mann schon eine ganze Weile – vielleicht zehn Minuten oder mehr – vor seinem Zusammenbruch verletzt worden, als die Leute vor ihm weitergingen. In so einem Gedränge würde ein Körper von der Menge gestützt und mitgeschoben. Es sei schlicht unmöglich gewesen, zu Boden zu gehen, selbst wenn man gewollt hätte. Er hielt es für sehr wahrscheinlich, dass der Mann gar nicht bemerkt hatte, dass man ihn getroffen hatte. Bei so viel Gedränge, Drücken und unbeabsichtigtem Gerempel falle ein plötzlicher, nicht allzu schmerzhafter Stoß kaum auf.

„Und was den Täter betrifft - gibt es irgendetwas Besonderes an der Art, wie er zugestochen hat?“

„Nur, dass der Mann kräftig war und Linkshänder.“

„Keine Frau also?“

„Nein, dafür braucht es mehr Kraft, als eine Frau gewöhnlich aufbringt. Man muss bedenken: Es war kein Platz für einen Rückschwung mit dem Arm. Der Stoß musste aus dem Stand heraus erfolgen. Nein, das war Männerarbeit. Und zwar von einem entschlossenen Mann.“

„Können Sie mir etwas über das Opfer sagen?“, fragte Grant, der grundsätzlich gern die Meinung von Fachleuten zuhörte.

„Nicht viel. Gut ernährt - ich würde sagen: wohlhabend.“

„Intelligent?“

„Ja, durchaus. Das würde ich annehmen.“

„Was für ein Typ?“

„Sie meinen: was für eine Berufsgruppe?“

„Nein, das kann ich mir selbst zusammenreimen. Ich meinte eher: was für ein Temperamentstyp, wenn man so will?“

„Ah, ich verstehe.“ Der Arzt dachte einen Moment nach und sah Grant prüfend an. „Also, mit Sicherheit kann das natürlich niemand sagen - das ist Ihnen klar?“ Und als Grant dies mit einem Nicken bestätigte, fuhr er fort: „Ich würde ihn dem Typus der verlorenen Sache zuordnen.“ Er hob fragend die Augenbrauen, und als er sah, dass Grant

verstand, fügte er hinzu: „In seinem Gesicht finden sich praktische Züge, ja - aber seine Hände sprechen die Sprache eines Träumers. Sie werden es gleich selbst sehen.“

Gemeinsam betrachteten sie die Leiche. Es war ein junger Mann von etwa neunundzwanzig oder dreißig Jahren, blond, mit haselnussbraunen Augen, schlank und mittelgroß. Die Hände, wie der Arzt schon erwähnt hatte, waren lang und schmal und zeigten keine Spuren körperlicher Arbeit.

„Hat wahrscheinlich viel gestanden“, bemerkte der Arzt mit einem Blick auf die Füße des Mannes. „Und dabei den linken Fuß leicht nach innen gedreht.“

„Meinen Sie, der Täter hatte anatomische Kenntnisse?“ fragte Grant. Es war kaum zu fassen, dass so eine winzige Wunde einem Menschen das Leben hatte nehmen können.

„Nicht im Sinne eines chirurgisch präzisen Eingriffs, falls Sie das meinen. Was Anatomie betrifft - nahezu jeder, der alt genug ist, um den Krieg miterlebt zu haben, besitzt ein gewisses Grundwissen darüber. Vielleicht war es einfach ein Glückstreffer - und ich vermute stark, dass es so war.“

Grant dankte ihm und wandte sich der Polizei von Gow Street zu.

Auf dem Tisch waren die wenigen Habseligkeiten des Opfers ausgebreitet. Grant verspürte ein leichtes Unbehagen, als er sah, wie wenig es war. Ein weißes Baumwolltaschentuch, eine kleine Menge Kleingeld (zwei halbe Kronen, zwei Sechspence-Stücke, ein Schilling, vier Pennies und ein halber Penny) - und, unerwartet, ein Dienstrevolver. Das Taschentuch war deutlich gebraucht,

wies aber weder Wäschereikennzeichen noch Initialen auf. Der Revolver war vollständig geladen.

Grant betrachtete die Gegenstände schweigend und misstrauisch.

„Wäschezeichen an der Kleidung?“, fragte er.

Nein, keine Spur – keine Markierung irgendeiner Art.

Und niemand war gekommen, um ihn zu identifizieren? Nicht einmal jemand, der nach ihm fragte?

Nein. Nur diese alte Irre, die grundsätzlich jeden für sich beanspruchte, den die Polizei fand.

Nun gut, er würde sich die Kleidung selbst ansehen. Sorgfältig prüfte Grant jedes einzelne Kleidungsstück. Hut und Schuhe waren deutlich getragen, die Schuhe sogar so stark, dass der Name des Herstellers, der eigentlich auf dem Futter hätte stehen sollen, vollkommen unkenntlich geworden war. Der Hut stammte – damals neu – von einer Firma, die sowohl in London als auch in der Provinz Filialen unterhielt. Beides waren gute Stücke ihrer Art, und obwohl sie viel getragen worden waren, wirkten sie keineswegs ungepflegt. Der blaue Anzug war modisch, wenn auch ein wenig zu markant geschnitten, und dasselbe galt für den grauen Mantel. Die Wäsche war ordentlich, wenn auch nicht teuer, und das Hemd in einer beliebten Farbe gehalten. Alles in allem gehörte die Kleidung zu einem Mann, der sich entweder für Mode interessierte oder mit Menschen Umgang pflegte, denen Kleidung wichtig war. Vielleicht ein Verkäufer in einem Herrenausstattergeschäft.

Wie die Kollegen aus Gowbridge schon gesagt hatten, gab es keine Wäschezeichen. Das bedeutete entweder, dass der

Mann seine Identität verschleiern wollte - oder dass seine Wäsche regelmäßig zu Hause gewaschen wurde. Da keine Spuren von entfernten Zeichen zu erkennen waren, lag die zweite Erklärung näher. Andererseits war der Schneideraufnäher aus dem Anzug deutlich entfernt worden. Zusammen mit den spärlichen Habseligkeiten deutete das doch auf ein klares Bemühen hin, seine Identität zu verschleiern.

Und dann - der Dolch. Ein tückisches kleines Ding, so schlangengleich und schlank. Der Griff war aus Silber, etwa drei Zoll lang, und zeigte die Figur eines heiligen Mannes, bärtig und in Gewänder gehüllt. An einigen Stellen war er mit Emaille in kräftigen, primitiv wirkenden Farben verziert, wie man sie von Heiligenbildern in katholischen Ländern kennt. Insgesamt war er ein Typus, wie er in Italien oder an der Südküste Spaniens recht häufig vorkommt. Grant hob ihn vorsichtig an.

„Wie viele Leute hatten das Ding in der Hand?“ fragte er.

Die Polizei hatte es sich sofort gesichert, als der Mann im Krankenhaus eingeliefert und die Waffe entfernt worden war. Seitdem hatte es niemand mehr angefasst. Doch das zufriedene Gesicht Grant wich, als man hinzufügte, dass das Messer auf Fingerabdrücke getestet worden sei - und völlig sauber war. Nicht einmal ein verwischter Abdruck trübte die glänzende Oberfläche des selbstgefälligen Heiligen.

„Na schön“, sagte Grant, „ich nehme das hier mit und mache mich an die Arbeit.“

Er wies Williams an, Fingerabdrücke des Toten zu nehmen und den Revolver auf Besonderheiten prüfen zu lassen. Für sein eigenes Auge war es ein vollkommen gewöhnlicher

Dienstrevolver, ein Modell, wie es seit dem Krieg im Land ebenso verbreitet war wie Standuhren. Aber wie gesagt - Grant hörte gern Spezialisten zu, wenn es um ihr Fachgebiet ging.

Er selbst nahm sich ein Taxi und verbrachte den Rest des Tages damit, die sieben Personen zu befragen, die dem Unbekannten zum Zeitpunkt seines Zusammenbruchs am nächsten gestanden hatten.

Während das Taxi ihn von Ort zu Ort brachte, ließ Grant seine Gedanken um den Fall kreisen. Er hatte keinerlei Hoffnung, dass diese Befragungen ihm weiterhelfen würden. Bei der ersten Anhörung hatte jede dieser Personen jegliche Kenntnis des Mannes bestritten, und daran würde sich nun kaum etwas ändern. Und falls jemand den Toten vor dem Zwischenfall in Begleitung gesehen oder etwas Verdächtiges bemerkt hätte, wäre er sicher nur allzu bereit gewesen, es mitzuteilen. Grants Erfahrung war: Neunundneunzig Leute gaben bereitwillig nutzlose Auskünfte, wo einer schwieg.

Außerdem hatte der Arzt erklärt, dass der Mann schon eine Weile tot gewesen sein musste, ehe es überhaupt auffiel - und kein Mörder würde in der Nähe seines Opfers bleiben, bis der Mord entdeckt wird. Selbst wenn der Täter mit dem Gedanken gespielt haben sollte, sich zu tarnen - die Gefahr, dass jemand eine Verbindung zwischen ihm und dem Opfer herstellte, war viel zu groß. Ein Mensch, dem an seiner eigenen Haut lag - und das sind Mörder in aller Regel - würde solch ein Risiko nicht eingehen.

Nein, der Täter hatte die Schlange schon verlassen, bevor es jemandem aufgefallen war. Grant musste jemanden finden, der den später Ermordeten zuvor beobachtet hatte - wie er mit jemandem sprach, sich mit jemandem zeigte.

Es bestand freilich die Möglichkeit, dass es kein Gespräch gegeben hatte, dass der Täter einfach hinter ihm gestanden und sich nach der Tat unauffällig entfernt hatte. In dem Fall galt es, jemanden zu finden, der gesehen hatte, wie ein Mann die Warteschlange verließ. Das sollte nicht allzu schwer sein. Die Presse würde man zu Hilfe nehmen können.

Gedankenverloren überlegte Grant, was für ein Mensch zu so einer Tat fähig wäre. Kein echter Engländer benutzte eine derartige Waffe. Wenn er überhaupt zu Stahl griff, dann zu einem Rasiermesser - und schnitt jemandem die Kehle durch. Üblicherweise war sein Mittel der Wahl jedoch ein Knüttel, und wenn der nicht zur Hand war, dann eine Pistole. Dies aber war ein Verbrechen, das mit einer Raffinesse geplant und mit einer Subtilität ausgeführt worden war, wie sie dem englischen Denken fremd ist. Die ganze Tat hatte etwas Weibliches an sich - sie roch nach Levante, oder doch zumindest nach jemandem, der mit den Lebensgewohnheiten der Levante vertraut war. Vielleicht ein Seemann. Ein englischer Matrose, der mit den Mittelmeerhäfen vertraut war, hätte es getan haben können. Doch würde ein Seemann auf eine so subtile Idee wie eine Warteschlange verfallen? Wahrscheinlicher hätte er auf eine dunkle Nacht und eine einsame Straße gewartet. Die ganze pittoreske Ausführung trug levantinische Züge. Ein Engländer war darauf versessen, zuzuschlagen. Wie er zuschlug, kümmerte ihn in der Regel wenig.

Das brachte Grant zum Motiv, und er ging die naheliegenden durch: Diebstahl, Rache, Eifersucht, Angst. Ersteres konnte man ausschließen - ein geübter Taschendieb hätte dem Mann in so einem Gedränge ein halbes Dutzend Mal die Taschen leeren können, ganz ohne mehr Gewalt als eine Fliege beim Landen. Rache oder

Eifersucht? Durchaus möglich - Menschen aus dem Mittelmeerraum galten als besonders empfindlich, ein beleidigendes Wort konnte ein Leben lang gären, ein treuloser Blick des geliebten Mädchens - und sie gingen mit dem Messer los. War der junge Mann mit den haselnussbraunen Augen - er war ohne Zweifel attraktiv - einem Südländer dazwischengekommen?

Ohne ersichtlichen Grund hielt Grant das für unwahrscheinlich. Er verwarf die Möglichkeit nicht - aber... er glaubte nicht daran. Es blieb also Angst. War der voll geladene Revolver für den Mann bestimmt gewesen, der ihm den Dolch in den Rücken schob? Hatte der Tote ihn erschießen wollen - und der andere hatte es gewusst und aus Furcht zuerst zugeschlagen? Oder war es umgekehrt? War der Tote derjenige gewesen, der sich verteidigen wollte, doch sein Schutzmittel hatte ihm nichts genützt? Nur - warum wollte er seine Identität verbergen? Ein geladener Revolver in dieser Lage wies auf Selbstmord hin. Aber wenn er Selbstmord im Sinn hatte - warum dann vorher noch ins Theater gehen? Was konnte einen Mann sonst dazu bringen, seine Identität zu verschleiern? Eine Auseinandersetzung mit der Polizei - eine Verhaftung? Hatte er geplant, jemanden zu erschießen und aus Furcht, nicht zu entkommen, vorsorglich seine Spuren gelöscht? Durchaus möglich.

Zumindest konnte man mit einiger Sicherheit annehmen, dass der Tote und der Mann, den Grant innerlich den „Südländer“ nannte, sich so gut kannten, dass Reibung entstanden war. Grant schenkte Theorien über Geheimgesellschaften als Ursprung für malerische Morde wenig Glauben. Geheimbünde hatten ein Faible für Erpressung, Diebstahl und ähnliche schäbige Methoden des schnellen Gewinns - mit Romantik hatte das selten zu tun, wie Grant aus bitterer Erfahrung wusste. Außerdem

gab es zurzeit keine nennenswerten Geheimgesellschaften in London – und er hoffte, dass das so blieb. Mord auf Bestellung langweilte ihn zu Tode. Was ihn wirklich interessierte, war das Spiel Geist gegen Geist, Gefühl gegen Gefühl. So wie zwischen dem Südländer und dem Unbekannten. Nun gut – er musste herausfinden, wer der Unbekannte war. Das würde ihn auf die Spur des anderen führen. Warum hatte ihn noch niemand erkannt? Es war natürlich noch früh. Vielleicht erkannte ihn jeden Moment jemand. Schließlich war der Mann erst seit einer Nacht „verschwunden“, und die wenigsten Leute rennen gleich ins Leichenschauhaus, wenn der Sohn oder Bruder einmal nicht nach Hause kommt.

Mit Geduld, Aufmerksamkeit und einem wachen Geist sprach Grant mit den sieben Personen, die er sich vorgenommen hatte – tatsächlich vor allem, um sie anzusehen. Dass er von ihnen handfeste Informationen erhalten würde, erwartete er nicht. Er wollte sie mit eigenen Augen sehen, sich ein Bild machen.

Er fand sie alle bei ihren üblichen Beschäftigungen, mit Ausnahme von Mrs. James Ratcliffe, die noch bettlägerig war, unter ärztlicher Aufsicht – der Arzt beklagte den nervlichen Schock, den sie erlitten hatte. Ihre Schwester – ein reizendes Mädchen mit honigfarbenem Haar – sprach mit Grant. Sie betrat das Wohnzimmer mit deutlich ablehnender Haltung gegenüber dem Gedanken, einem Polizisten Zutritt zu ihrer Schwester in ihrem Zustand zu gewähren. Doch der Anblick des tatsächlichen Polizisten war so überraschend, dass sie ganz unwillkürlich noch einmal auf seine Karte sah. Und Grant lächelte innerlich ein wenig breiter, als er es sich äußerlich erlaubte.

„Ich weiß, Sie können mich nicht ausstehen“, sagte er entschuldigend – und es klang nicht ganz gespielt –, „aber

ich würde gern zwei Minuten mit Ihrer Schwester sprechen. Sie können gern mit der Stoppuhr vor der Tür stehen. Oder mit reinkommen, wenn Sie möchten. Es ist überhaupt nichts Privates. Ich bin nur für die Ermittlungen in diesem Fall verantwortlich, und es gehört zu meiner Pflicht, mit den sieben Personen zu sprechen, die dem Mann gestern Abend am nächsten waren. Es wäre mir eine enorme Hilfe, wenn ich sie alle heute Abend von der Liste streichen und morgen mit neuen Ansätzen beginnen könnte. Verstehen Sie? Reine Formsache, aber sehr hilfreich.“

Wie er gehofft hatte, zeigte diese Argumentation Wirkung. Nach kurzem Zögern sagte das Mädchen: „Ich gehe mal sehen, ob ich sie überreden kann.“ Offenbar hatte sie dem Inspektor einen rosigen Bericht ausgestellt, denn sie kam schneller zurück, als er es zu hoffen gewagt hatte, und führte ihn hinauf in das Zimmer ihrer Schwester. Dort sprach er mit einer verweinten Frau, die beteuerte, sie habe den Mann nicht einmal bemerkt, ehe er zu Boden ging, und die ihn mit tränennassen Augen und einer Art furchtsamer Neugier fortwährend musterte. Ihr Mund war hinter einem Bollwerk aus Taschentuch verborgen, das sie unablässig dagegen presste. Grant wünschte, sie würde es für einen Moment senken – er war überzeugt, dass Münder mehr verrieten als Augen, zumindest bei Frauen.

„Sie standen also direkt hinter ihm, als er fiel?“

„Ja.“

„Und wer stand neben ihm?“

Das konnte sie nicht sagen. Niemand habe auf irgendetwas geachtet außer darauf, endlich ins Theater zu kommen, und sie selbst achte nie auf Leute auf der Straße.

„Es tut mir leid“, sagte sie stockend, als er sich verabschiedete. „Ich würde wirklich helfen, wenn ich könnte. Ich sehe dieses Messer die ganze Zeit vor mir, und ich würde alles tun, damit der Mann, der das getan hat, gefasst wird.“

Als Grant das Haus verließ, schob er sie gedanklich beiseite.

Ihr Ehemann, den er eigens in der City aufsuchte – er hätte alle ans Yard zitieren können, aber er wollte wissen, wie sie den Tag nach dem Mord verbrachten –, war hilfreicher. Beim Öffnen der Türen habe es ein ziemliches Gedränge gegeben, sagte er, sodass sich die unmittelbaren Nachbarn in der Warteschlange etwas verschoben hätten. Soweit er sich erinnere, sei der Mann, der direkt neben dem späteren Opfer und vor ihm selbst gestanden habe, zu einer Vierergruppe vor ihnen gehört und mit dieser hineingegangen. Auch er, wie seine Frau, sagte, dass ihm der Mann erst auffiel, als dieser zusammenbrach.

Die übrigen fünf fand Grant ebenso ahnungslos und ebenso nutzlos. Niemand hatte den Mann bemerkt. Das verwunderte Grant ein wenig. Wie konnte es sein, dass ihn keiner gesehen hatte? Er musste die ganze Zeit dort gestanden haben. Man schiebt sich nicht einfach an die Spitze einer Schlange, ohne dabei unangenehm viel Aufmerksamkeit zu erregen. Und selbst wer nicht bewusst hinblickt, kann sich meist an Gesehenes erinnern. Noch rätselnd kehrte Grant ins Yard zurück.

Dort ließ er eine Pressemitteilung aufsetzen, in der jede Person, die gesehen hatte, wie jemand die Warteschlange verließ, gebeten wurde, sich mit Scotland Yard in Verbindung zu setzen. Dazu gab er eine vollständige Beschreibung des Toten sowie den Teil der bisherigen

Ermittlungsergebnisse frei, der für die Öffentlichkeit bestimmt war.

Dann ließ er Williams kommen und verlangte Bericht.

Williams meldete, dass die Fingerabdrücke des Toten wie befohlen fotografiert und zur Prüfung weitergeleitet worden seien, aber dass die Person bei der Polizei unbekannt sei. Kein passender Abdruck fand sich in den üblichen Karteien. Auch der Revolverexperte konnte nichts Besonderes an der Waffe feststellen - vermutlich gebraucht, bereits häufig benutzt, aber natürlich sehr durchschlagskräftig.

„Tss“, machte Grant angewidert. „Ein toller Experte!“ - und Williams grinste.

„Nun, er hat immerhin gesagt, dass nichts Auffälliges dran ist“, erinnerte er.

Dann erklärte er, dass er den Revolver vor der Weitergabe an die Fachleute auf Fingerabdrücke geprüft und dabei eine ganze Reihe gefunden habe, die er habe fotografieren lassen. Jetzt warte er auf die Auswertung.

„Guter Mann“, sagte Grant und ging mit dem Abdruck der Fingerkuppen des Toten in das Büro des Superintendenten. Barker gab er eine Zusammenfassung des bisherigen Tages, ohne Theorien über Ausländer zu äußern - außer der Bemerkung, dass es sich um ein ausgesprochen unenglisches Verbrechen handle.

„Recht mager, was wir an Spuren haben“, sagte Barker. „Außer dem Dolch - und der wirkt eher wie aus einem Roman als aus einem echten Mordfall.“

erstaunt über deine Ähnlichkeit mit Walter Ashby. Meinem Cousin.“

„Ja?“, sagte Brat. Es interessierte ihn nicht. Was spielte das jetzt noch für eine Rolle?

„Wir haben uns nach dir erkundigt.“

„Das hat die Polizei schon gemacht“, sagte er müde. „Vor ein paar Jahren.“

„Ja, aber sie hatten nicht viele Anhaltspunkte. Außer, dass ein junges Mädchen mit einem Baby im Zug angekommen und ohne Baby wieder abgefahren war. Der Zug kam aus dem überfüllten Birmingham mit all seinen Abzweigungen. Wir begannen am anderen Ende. Walters Ende. Wir gingen dorthin zurück, wo Walter war, irgendwo vor zweiundzwanzig Jahren, und begannen von dort. Walter war ständig unterwegs, es war also nicht einfach, aber wir fanden heraus, dass er unter anderem für einige Monate einen Stall in Gloucestershire leitete, während sich der Besitzer einer Operation unterzog. Der Haushalt bestand aus einer Haushälterin und einem jungen Mädchen, das kochte. Sie war eine sehr gute Köchin, aber ihr eigentliches Ziel war es, Krankenschwester zu werden. Die Haushälterin mochte sie und der Hausherr mochte sie auch, und als sie erfuhren, dass sie ein Kind erwartete, ließen sie sie bleiben, und sie brachte ihr Kind in der örtlichen Entbindungsklinik zur Welt. Die Haushälterin dachte immer, es sei Walters Kind, aber das Mädchen wollte es nicht verraten. Sie wollte nicht heiraten, sondern Krankenschwester werden. Sie sagte, sie würde das Baby zur Taufe mit nach Hause nehmen - sie kam aus der Nähe von Evesham - und kam nie wieder zurück. Aber lange Zeit später erhielt die Haushälterin einen Brief von ihr, in dem sie ihr für ihre Güte dankte und ihr mitteilte, dass das

Mädchen ihren Traum verwirklicht habe und Krankenschwester geworden sei. Niemand weiß von meinem Baby“, schrieb sie, „aber ich habe dafür gesorgt, dass es gut versorgt ist.“

Sie sah Brat an. Er starrte an die Decke, aber er schien zuzuhören.

„Sie hieß Mary Woodward. Sie war eine bessere Krankenschwester als Köchin. Sie wurde im Krieg getötet, als sie Patienten von einer Station in einen Bunker in Sicherheit brachte.“

Langes Schweigen.

„Ihre Kochkünste habe ich wohl geerbt“, sagte er, und sie konnte nicht sagen, ob seine Worte bitter waren oder nicht.

„Ich mochte Walter sehr. Er war ein Schatz, sehr nett. Er hatte nur einen Fehler: Er hatte keinen Kopf für Alkohol, und er trank sehr gern. Ich glaube nicht, dass Walter von der Lage des Mädchens wusste. Er war der Typ, der sie sofort geheiratet hätte. Ich glaube nicht, dass sie wollte, dass er es wusste.“

Sie sah Brat wieder an. Vielleicht hatte sie ihm das alles zu früh erzählt, bevor er stark genug war, sich dafür zu interessieren. Aber sie hatte gehofft, dass es sein Interesse am Leben wecken würde.

„Ich fürchte, näher kommen wir nicht mehr ran, Brat. Aber daran zweifelt keiner von uns. Charles hat dich angesehen und gesagt: 'Walter'. Und ich finde, du siehst deiner Mutter ein bisschen ähnlich. Das ist Mary Woodward. Es wurde in ihrem zweiten Jahr in St. Luke's aufgenommen.“

Sie gab ihm das Foto und ließ es bei ihm.

Eine oder zwei Wochen später verkündete sie Eleanor: „Nell, ich verlasse dich. Ich habe das Gestüt von Tim Connell in Kilbarty gepachtet.“

„Oh, Bee!“

„Nicht sofort, aber wenn Brat reisefähig ist.“

„Du bringst Brat dorthin? Oh ja, natürlich musst du dorthin! Das ist eine wundervolle Idee, Bee. Das löst so viele Probleme, nicht wahr? Aber kannst du dir das leisten? Soll ich dir Geld dafür leihen?“

„Nein, das macht Onkel Charles. Ein schöner Gedanke, dass Charles Pferde unterstützt, nicht wahr? Du wirst alles brauchen, was du hast, um die Erbschaftssteuer zu bezahlen, meine Liebe. Mr. Sandal hat der Bank gesagt, dass das Haus die ganze Zeit Simon gehört hat.“

„Wie sollen wir den Leuten von Brat erzählen? Ich meine, dass er nicht Patrick ...“

„Ich glaube nicht, dass wir etwas tun müssen. Die Fakten werden unweigerlich durchsickern. Das tun sie immer. Ich denke, wir tun einfach nichts, um das Durchsickern zu verhindern. Die Tatsache, dass wir ihn zu einem Teil der Familie machen, anstatt ihn strafrechtlich zu verfolgen, wird den Skandalmachern den Spaß verderben. Wir werden es überleben, Nell. Und er auch.“

„Natürlich werden wir das. Und das erste Mal, wenn mich jemand frech darauf anspricht, werde ich sagen: 'Mein Cousin? Ja, er hat so getan, als wäre er mein Bruder. Er ist Patrick sehr ähnlich, nicht wahr?' Als würden wir uns über Sahnetorten unterhalten.“ „Aber ich möchte, dass es bekannt wird, bevor ich zu alt bin, um ihn zu heiraten“, fügte sie hinzu.

„Darüber denkst du nach?“, sagte Bee verblüfft.

„Ich bin fest entschlossen.“

Bee zögerte und beschloss dann, ihr ihre Zukunft in die eigene Hand zu geben.

„Mach dir keine Sorgen. Alles wird gut“, sagte sie.

„Jetzt, wo Onkel Charles hier ist und nach Latchetts zieht“, sagte sie später zu Brat, „kann ich woanders wieder mein eigenes Leben führen.“

Sein Blick löste sich von der Decke und sah sie an.

„Es gibt einen Ort in Ulster, auf den ich ein Auge geworfen habe. Tim Connells Haus in Kilbarty.“

Sie sah, wie seine Finger unglücklich mit dem Laken spielten.

„Du fährst also nach Ulster?“, fragte er.

„Nur, wenn du mitkommst und den Stall für mich führst.“

Die leichten Tränen eines Neugeborenen stiegen ihm in die Augen und liefen ihm über die Wange.

„Oh, Bee!“, sagte er.

„Dann ist mein Angebot wohl angenommen“, sagte sie.